

Andreas F. Kelletat

VOM DEUTSCHEN LEBEN*

Wie sollen Germanisten für einen Arbeitsmarkt ausbilden,
den sie nicht kennen?

*Dr. Gregor Berghorn (Moskau / Bonn) gewidmet,
dem Kenner und Förderer der russisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen*

Vorbemerkung:

Wie ist es heute um die Berufsperspektiven eines Germanistik-Studenten bestellt? Werden die Absolventen unserer Studiengänge später einmal vom Deutschen leben können? Was brauchen sie als künftige Experten für Deutsch (und Deutsches?), um sich jenseits der Universität eine Existenz aufbauen zu können? Aber sind das überhaupt Fragen, die uns als Vertreter einer „geisteswissenschaftlichen“ Disziplin beschäftigen sollten? Falls wir meinen, dass dem so ist – wie könnten wir unsere eigenen Qualifikationen und Kompetenzen als „traditionelle“ Germanisten an solche veränderten Aufgabenstellung anpassen? Darum geht es – anhand konkreter Beispiele aus Lehre und Forschung – in diesem im Mai 2015 in Moskau gehaltenen Vortrag, wobei auch die sich durch den Bologna-Prozess verändernden Studiengangstrukturen sowie jene Unterschiede zur Sprache kommen, die unter dem Aspekt der Berufsbezogenheit zwischen der deutschen „Inlandsgermanistik“ und der internationalen „Auslandsgermanistik“ bestehen.

1. Das deutsche Germanistik-Studium – Ein Blick zurück in praxisferne Zeiten

Ob wir deutschen Studenten vom Deutschen einmal würden leben können, ob sich aus unserem Studium der Deutschen Philologie alias Germanistik also einmal ein Brotberuf würde machen lassen, hat meine Germanistik-Lehrer an der Universität Köln in den späten 70er und frühen 80er Jahren nicht sonderlich interessiert. Oberstes Kriterium für den Studienerfolg mag für sie gewesen sein, ob bzw. in welchem Grad unsere Seminararbeiten an jene wissenschaftlichen Aufsätze erinnerten, die

* Vortrag auf der XXXII. Germanistikkonferenz des DAAD in Moskau, 14.-16. Mai 2015. Der Vortragsduktus, einschließlich der direkten Wendungen an das Publikum, wurde für die Veröffentlichung beibehalten.

sie selbst für wissenschaftliche Zeitschriften und Sammelbände schrieben. Nur sehr wenige der sehr, sehr vielen Germanistik-Studenten waren im Nachahmen dieser auf Außenstehende ein wenig verschroben wirkenden Textsorte – *wissenschaftlicher Aufsatz* – wirklich und auf Dauer so erfolgreich, dass ihre eigenen Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften zu erscheinen begannen. Das war dann zwar auch noch lange kein Brotberuf, aber mit viel Fortune konnte man durch solche fachpublizistischen Erfolge dort bleiben, wo man durch viele Jahre, manchmal sogar ein ganzes Jahrzehnt das wissenschaftliche Schreiben gelernt hatte – an der Universität.

Für die ganz große Mehrheit der Studenten freilich gab es diese Möglichkeit nicht. Sie mussten raus aus der Universität. Und hätten während ihres Studiums an der Universität schon gerne einmal etwas darüber erfahren, was sie mit ihrer mühsam erworbenen germanistischen Bildung denn dort draußen einmal würden anfangen können. Zumal Anfang der 80er Jahre in Westdeutschland dank Lehrerschwemme und Geburtenrückgang ein Beruf versperrt war, den traditionell das Gros der Germanistik-Absolventen anstrebte, der Beruf des Deutsch-Lehrers.

Dass es das studentische Interesse an der Praxis jenseits des Deutschlehrer-Berufs massiv gab, zeigte sich jedes mal, wenn einer von draußen in die Universität kam, um uns Germanistik-Studenten z.B. davon zu erzählen, wie es in der Feuilleton-Redaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zugeht, wie man Literaturkritiker wird oder Hörspiel-Redakteur beim Westdeutschen Rundfunk oder Dramaturg am Bonner Theater oder Lektor im Suhrkamp-Verlag.

Solche völlig planlos und unkoordiniert im germanistischen Studien- und Bildungsalltag auftauchenden Veranstaltungen, solche Zwischenrufe aus der Praxis des Broterwerbs wurden von den Germanistik-Studenten förmlich gestürmt. Sie hatten deutlich mehr Zulauf als der allerbeste Gastvortrag des allerklügsten Gastprofessors.

Beeindruckt hat dieses studentische Verhalten, dieses Schielen nach der Praxis, die Germanistik-Professoren nicht. Niemand von ihnen setzte sich erfolgreich dafür ein, dass berufsorientierende Elemente in das philologische Studium systematisch integriert wurden, dass man Praktiker in die Lehrveranstaltungen holte, ihnen Lehrveranstaltungen übertrug. Nur selten habe ich davon gehört, dass sich einer unserer Professoren selbst einmal in der Praxis umgeschaut hätte, etwa in der Hörspielredaktion einer Rundfunkanstalt, und das Resultat dieses Sich-Umschauens zum Gegenstand seiner Lehrveranstaltungen oder sogar seiner Forschung gemacht hätte.

Die Universität: Übung, Seminar und Vorlesung, waren die eine Welt; das Draußen, die Praxis, war die andere Welt. Dass die Universität auf das Draußen vorzubereiten hat, hat sie in ihren geisteswissenschaftlichen Fächern im Deutschland der Vor-Bologna-Ära nie recht akzeptieren wollen, auch wenn uns die Lehrer an den Humanistischen Gymnasien Humboldtschen Typs mit ihrem Leitsatz auf die Nerven gingen *Non scholae sed vitae discimus* – *Nicht für die Schule lernen wir; sondern für das Leben*.

Sich auf gar keinen Fall lebenspraktisch nützlich machen zu wollen, Fragen der Anwendung des Erlernten bewusst aus dem Weg zu gehen – das ist vielleicht nicht nur eine Spezialität deutscher Philologen. Aber als deutsche Spezialität erscheint

mir der immer währende Streit zwischen Bildung und Ausbildung, wobei für die vermeintlich prestigeträchtigere Bildung die Universität zuständig ist, für die Ausbildung aber bitteschön die Fachhochschule bzw. Berufsschule. Und da an den Fachhochschulen und Berufsschulen philologische Fächer wie die Germanistik nicht vertreten sind, gibt es auch niemanden, der sich über die Anwendungsmöglichkeiten dieser Disziplin den Kopf zerbrechen müsste.

Wenn ich aus zugegeben erheblicher Distanz auf mein Fach Germanistik in Deutschland zurückschaue, fällt mir ein Zweizeiler ein, der aus Volker Brauns *Berlinischen Epigrammen* von 1987 stammt. Das Epigramm hat keinen Titel. *Philologie* hab' ich für mich über die beiden aus Hexameter und Pentameter gefügten Verse gesetzt:

Als ich auf sie zugeing, sah ich die strahlenden Locken.
Nun ich mich umdreh nach ihr, seh ich das Hinterhaupt kahl.

2. Die internationale Germanistik ist nicht die deutsche

Der in Deutschland mit lähmender Inbrunst so grundsätzlich ausgetragene Gegensatz zwischen Bildung und Ausbildung ist mir anderswo in dieser Schärfe nicht begegnet, im Gegenteil. Die Germanistik jenseits von Deutschland scheint mir an den meisten Orten auch pragmatisch-praktisch orientiert zu sein. Das große Gewicht etwa, das fast überall dem reinen Spracherwerb beigemessen wird, der Wunsch bzw. Anspruch, dass sich die Studenten am Ende ihres Germanistik-Studiums in allen erdenklichen Kontexten und Situationen mündlich wie schriftlich in der Fremdsprache Deutsch werden verständigen können, deutet schon in diese Richtung.

Der Anwendungsbezug hat sich dabei in den letzten Jahren noch einmal verstärkt und zudem merklich verschoben, er hat sich „ent-philologisiert“, könnte man vielleicht sagen. Das hängt auch mit dem Rückgang des Deutschen in vielen Weltgegenden zusammen und den daraus resultierenden Überlebenssorgen des Faches Germanistik. Was bleibt im germanistisch-universitären Lehrbetrieb zu tun, wenn die Aufgabe entfällt, Lehrer für die Schul-Fremdsprache Deutsch auszubilden? Was macht man dann mit seinem an der Universität erworbenen germanistisch-sprachwissenschaftlichen und / oder deutsch-literaturwissenschaftlichen Philologenwissen? Wenn die Absolventen als Fremdsprachen-Lehrer nicht mehr unterkommen, können sie dann vielleicht auf andere Weise vom Deutschen leben? Von ihrem Expertenwissen in Sachen Deutsch und Deutsches?

In vielen Ländern in- und außerhalb Europas schauen sich daher jene Germanisten, die ihre Disziplin nicht tatenlos auf ein Orchideenfach à la Ägyptologie oder Finno-Ugristik schrumpfen lassen wollen, nach neuen praxisorientierten Aufgaben um. Und oft fällt der Blick dabei auf Bereiche wie das Übersetzen, das Dolmetschen, die Wirtschafts- und Rechtskommunikation, den Tourismus, die Medien usw. Über diese großen und komplexen Themenbereiche ist mit deutschen Germanisten nicht leicht ins Gespräch zu kommen, weil die in aller Regel mit ihnen

nichts zu schaffen haben. Nicht-deutsche Germanisten untereinander haben sich zu diesen Themen indes sehr viel zu sagen – aber wo findet sich die Gelegenheit zu entsprechendem internationalem Austausch? Mir scheint, dass die *Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik* (GIG) viele Mitglieder hat, die für ihre Studiengänge, für das Profil ihrer Lehrstühle oder Institute in genau diese Richtung Ausschau halten.

Es wäre daher mein Ratschlag an Sie, an die Vertreter der russischen und weißrussischen Germanistik-Lehrstühle, nicht nur nach Kontakten zu Kollegen aus der deutschen Inlands-Germanistik Ausschau zu halten, sondern auch zu Kollegen, die jenseits von Deutschland das Deutsche als Fremdsprache bzw. Fremdsprachen-Philologie lehren und erforschen. Von den Germanistiken in Litauen oder Finnland, in Australien oder China, in der Türkei oder in Mexiko lässt sich gerade zum Berufsbezug im Germanistik-Studium mitunter viel mehr lernen als von der deutschen Germanistik. Und es wäre meine Bitte an den DAAD, sein so erfolgreiches Programm für Germanistische Institutspartnerschaften verstärkt für solche weniger binational sondern tri- und international ausgerichteten Verknüpfungen zu öffnen.

3. Die Universität neuen Typs und die Frage nach dem Arbeitsmarkt

Unter der Überschrift VOM DEUTSCHEN LEBEN halte ich heute nicht zum ersten Mal einen Vortrag. Das erste Mal war das vor 15 Jahren, im August 2000 auf einem Sommertreffen der DAAD-Lektoren in Bonn am Rhein. *Wie viel Deutsch braucht die Welt?* hatte der DAAD damals gefragt – natürlich auch mit Blick auf den schier unaufhaltsamen Vormarsch des Englischen als international einzig verbleibender Publikationssprache für immer mehr wissenschaftliche Disziplinen sowie als globaler Verständigungssprache für alles und jedes. Die Frage *Wie viel Deutsch braucht die Welt* hatte ich damals an die gut 300 anwesenden DAAD-Lektoren weitergereicht und sie gefragt: Wie viel Deutsch braucht man in jenen Ländern, an jenen Orten, an denen diese Lektoren mithelfen, das Deutsche an Nicht-Deutsch-Muttersprachler zu vermitteln? Analog könnte ich heute verfahren und als erstes Sie, die Kolleginnen und Kollegen aus den Regionen Russlands und Weißrusslands fragen, wie viel Deutsch man in Moskau, St. Petersburg, Minsk, Kaliningrad, Tomsk, Nishni Nowgorod oder Archangelsk denn benötigt – oder sogar konkreter: Welches Deutsch wird dort vor Ort jeweils benötigt?

Schon diese Frage signalisiert, dass sich etwas grundlegend verändert hat bei unserem Reden über unser Tun. Denn haben Sie sich das, die heute hier im Osten Europas im Fach Germanistik Lehrenden und Forschenden, vor 10 oder 30 Jahren zu Beginn Ihres eigenen Studiums auch gefragt, wie es dereinst um Ihre Berufschancen bestellt sein mag? Oder haben Sie das Studium dieser geisteswissenschaftlichen Disziplin begonnen, weil Sie Interesse an der Sprache hatten, weil Sie sich mit Goethe oder Kafka oder Thomas Mann befassen wollten, weil Sie in der Schule schon Freude am Sprachenlernen hatten oder weil Ihre Eltern oder

Ihre beste Freundin Ihnen gesagt hatten, dass das etwas ganz Tolles sei, dieses Germanistik-Studium. Haben die meisten von Ihnen nicht schlichtweg aus Neugier und Neigung studiert – ohne ständiges Schielen nach dem Arbeitsmarkt?

Und das Studium selbst haben Sie vermutlich als einen ganz eigenen Lebensabschnitt erlebt, eine Jugendzeit, in der andere, meist etwas freundlichere Spiel- und Verhaltensregeln galten als in der Schulzeit zuvor und im Berufsleben danach.

Damit aber scheint es schrittweise (und auch das mehr oder minder global) vorbei zu sein. In immer mehr Ländern – in Deutschland gewiss und in Russland und Weißrussland wohl ebenfalls – wird die Zeit des Studiums nicht mehr als gesonderter Lebensabschnitt gesehen, sondern als Teil bereits des Arbeitslebens, an dessen Qualitäts- und Effektivitätsvorstellungen sich Studenten und ihre Dozenten auszurichten haben. Man kann das gut oder schlecht finden, ignorieren lässt es sich nicht.

Der Wandel betrifft nicht nur den Einzelnen, sondern die ganze Institution Universität. An die Stelle von wissenschaftlicher Neugier und wissenschaftlichem Ehrgeiz tritt die Konkurrenz. Sie belebt mittlerweile das Geschäft auf allen Ebenen, am sichtbarsten ablesbar an der – die Freiheit von Forschung und Lehre mehr und mehr konterkarierenden – Belohnung für erfolgreiche Drittmittel-Akquise oder an den sogenannten *Rankings* bis hin zum Wettlauf um einen Platz unter den weltweit 100 Besten. Der Zwang zur erfolgreichen Vermarktung der eigenen Institution, des eigenen Fachbereichs oder des eigenen Lehrstuhls führt dabei tendenziell zu einem Weniger an offener, selbstkritischer Diskussion. Dass Eigenlob stinkt ist mit den systembedingten Zwängen einer nach betriebswirtschaftlichen Normen ausgerichteten Unternehmensuniversität schwer zu vereinbaren.

Diese Universität neues Typs hat sich bei der Planung von Studiengängen nicht mehr an den – wie auch immer zu bestimmenden – Bedürfnissen der Gesamtgesellschaft zu orientieren, sondern an den Erfordernissen des Marktes. Die Daseinsberechtigung ganzer Fachbereiche und einzelner Disziplinen wird heute weniger wissenschaftssystematisch als bedarfsökonomisch diskutiert und entschieden. Ausschlaggebend sind Zahlen. Die wissenschaftssystematische Perspektive wird aus der bedarfsökonomischen als naiv-idealistisch abgetan. Das betrifft auch die Germanistik, die sich – wie bereits erwähnt – an vielen Standorten weltweit in einem gehörigen Schrumpfungsprozess befindet. Aus Ihrem Nachbarland Finnland etwa erreichen mich regelmäßig wahre Hiobsbotschaften über ziemlich radikale Pläne der jeweiligen Hochschulleitungen zur Streichung von Germanistik-Professuren und Schließung ganzer Deutsch-Abteilungen, weil es auf dem Arbeitsmarkt keinen Bedarf mehr gäbe für germanistisch ausgebildete Philologen. Anderswo, wo die vom Markt generierte „Nachfrage“ nach Deutsch ansteigt, entstehen hingegen neue Deutsch-Studiengänge, in Indien etwa, in China und in der arabischsprachigen Welt.

Überall indes scheint die Neigung zu sinken, Studiengänge zu bewahren bzw. einzurichten, in denen junge Leute ausreichend Zeit bekommen zum Lesen und zum Nachdenken und zum Erwachsenwerden. Nein, die Studenten sollen heute mit möglichst geringen Kosten in möglichst kurzer Zeit für eine möglichst präzise bestimmbare berufliche Tätigkeit „kompetent“ gemacht werden. Effektivität, Berufsorientierung, Berufsqualifizierung, Praxisnähe, „employability“ – das sind

zentrale Kriterien, auf die hin alte und neue Studiengänge von mitunter nur zweifelhaft legitimierten „Akkreditoren“ abgeklopft, genehmigt oder blockiert werden.

Nochmals: Ignorieren lässt sich diese Entwicklung nicht. Wegducken und abwarten wird nicht funktionieren. Stattdessen sollten wir überlegen, wie wir die Forderung z. B. nach besserer „employability“ der Absolventen mit unseren eigenen Vorstellungen von einem vernünftigen und gelingenden Germanistik-Studium zusammenbringen können.

Ganz allgemein lässt sich beobachten, dass auf den Arbeitsmärkten die Nachfrage nach traditionell ausgebildeten Philologen im Rückgang begriffen ist. In den erwähnten Vorträgen mit dem Titel VOM DEUTSCHEN LEBEN habe ich daher in mehrfacher Variation vorgeschlagen, dass das Fach Germanistik sich vornehmen könnte, nicht mehr nur Philologen auszubilden, sondern auch Experten für Deutsch und Deutsches. Denn solche Experten werden weltweit gebraucht. Sie werden umso mehr gebraucht, je weniger junge Leute das Deutsche noch als Schulsprache gründlich gelernt haben. Was das für die Germanistik-Lehrstühle in Russland und Weißrussland bedeutet, haben Gregor Berghorn und Dirk Kemper in ihrer Einladung zu dieser Moskauer Konferenz angesprochen: „Das herkömmliche Beschäftigungsfeld für Germanisten – Schulen, Hochschulen, Bildungseinrichtungen – kann aufgrund der sinkenden Zahlen der Deutschlehrer wesentlich weniger Absolventen aufnehmen als früher. Germanisten müssen sich daher neue Berufsfelder erschließen. Die Hochschulen sind aufgerufen, sich auf diese Situation einzustellen und ihre Studierenden auf den veränderten Arbeitsmarkt vorzubereiten.“

Wobei mich noch genauer interessieren würde, warum die Zahlen der Deutschlerner in Russland sinken. Ist es die demographische Entwicklung, der Geburtenrückgang? Ist es die Verdrängung der Schulsprache Deutsch durch die Schulsprache Englisch? Ist es die Unattraktivität philologischer oder geisteswissenschaftlicher Studiengänge ganz generell?

Wie es um die Diskussion über die Lage der Geisteswissenschaften aktuell in Deutschland bestellt ist, können Sie sehr anschaulich und recht umfassend in einem 460 Seiten umfassenden Sammelband nachlesen, der vor wenigen Wochen im Stuttgarter Kröner-Verlag erschienen ist: Dieter Lamping (Hg.): *Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer*. Da geht es nicht nur um die deutsche Germanistik, sondern um viele weitere Disziplinen wie die Kunstgeschichte, die Philosophie, die Anglistik, die Romanistik, die Komparatistik, die Translationswissenschaft, die Ägyptologie und Indologie, die Slavistik und Skandinavistik – und in all den Beiträgen wird stets auch die Frage diskutiert, wie mit der durch den Bologna-Prozess verschärft aufgeworfenen Frage nach Praxisbezug und Berufsorientierung umzugehen sei.

Eine weitere Frage stellt sich mir: Auf *welchen* Arbeitsmarkt soll die Germanistik eigentlich vorbereiten? Auf den jeweils vor Ort – also in Moskau oder Wolgograd oder in Minsk? Auf den russischen und weißrussischen ganz allgemein? Oder auch auf den deutschen Arbeitsmarkt, da doch der eine oder andere Absolvent sich das überlegen wird, ob man nicht auch in Deutschland wird arbeiten und leben können. Oder geht es sogar um den globalen Arbeitsmarkt? Und ist der Singular

im Titel meines Vortrags überhaupt angemessen oder täuscht er eine Homogenität vor, die in der Wirklichkeit gar nicht existiert?

Was schließlich wissen wir über diese Arbeitsmärkte und was darüber, wie das Arbeiten in 5 oder in 15 Jahren sich gestalten wird? Wie wird etwa die Kumpanei von Globalisierung und Digitalisierung die Arbeitswelt weiter verändern? Erkennbar ist zum Beispiel derzeit die zunehmende Vermischung von Berufsleben und Privatsphäre. Dass man bitte auch nach Feierabend und im Urlaub sogar sein Handy stets anhat, um geschäftliche Dinge zu erledigen. Dass man nachts um 11 für eine Videokonferenz mit Partnern auf einem anderen Kontinent zur Verfügung stehen soll und dann trotzdem um 8 in der Frühe am Arbeitsplatz zu erscheinen hat. Sollen wir solche marktkonformen Bedingungen in den Studienalltag integrieren, damit unsere Absolventen fit für die Berufe der Zukunft werden? Technisch dürfte das kein Problem sein. An unserem Fachbereich in Germersheim waren es Studenten der iPhone-Generation, die auf einer Sitzung des drittelparitätisch besetzten Ausschusses für Studium und Lehre unlängst vorgeschlagen haben, die Vorlesungszeiten und Raumpläne für sämtliche Lehrveranstaltungen im Wochentakt zu verändern, damit sie bereits als Studenten quasi automatisch lernen könnten, was in der beruflichen Praxis Flexibilität bedeutet ... Es waren die Dozenten, die sich auf solche Praxisnähe lieber nicht einlassen wollten. Aber genau von diesen Dozenten wird mittlerweile von den Studenten erwartet, dass deren Mails auch am Wochenende möglichst umgehend beantwortet werden. Manchmal kommt schon nach einer Stunde die Nachfrage, ob man denn die Mail mit der Frage zur Gestaltung von Fußnote 23 nicht erhalten habe ...

Aber lassen wir diesen Aspekt der marktgerechten mentalen Frisierung und wenden wir uns noch einem anderen Problem der Praxisorientierung zu, dem Schwanken im Bereich der Nachfrage. Der künftige Bedarf an Deutschlehrern lässt sich für Russland und Weißrussland vielleicht noch ungefähr ermitteln, obwohl sich auch da manche Vorhersage als Kaffeesatzleserei herausstellen kann, weil z. B. die Kennzahlen der Berechnungen geändert werden. Plane ich für Klassen- bzw. Gruppengrößen von 30 Schülern, von 40 oder von 15? Und schon erhöht oder senkt sich der Bedarf um 50 Prozent, um Hunderte oder gar Tausende von Arbeitsplätzen für Lehrer. Welche Zahl am Ende gilt, entscheidet vermutlich das Finanzministerium oder der am Weltmarkt zu erzielende Preis für Gas und Öl. Oder nehmen wir den Bereich Tourismus: Wie viele deutsche Touristen werden in fünf oder sieben Jahren, wenn Ihre Germanistik-Absolventen als des Deutschen kundige Reiseleiter auf den Arbeitsmarkt strömen, Russland bereisen? Werden sie auf der Krim Urlaub machen? Werden sie mit einer Flusskreuzfahrt auf der Wolga unternehmen? Werden sie in die Petersburger Museen strömen und dort auf Deutsch die Kunstschätze erklärt bekommen wollen? Wird man deutschen Touristen in Grodno erklären müssen, welche polnisch-jüdisch-deutsch-sowjetisch-weißrussischen Spuren die Geschichte des 20. Jahrhunderts an diesem Ort hinterlassen haben?

Vielleicht geschieht auch ein kleines Wunder und in Ländern wie Estland oder – etwas wahrscheinlicher – Lettland entschließt man sich doch noch, die Sprache der großen russischsprachigen Bevölkerungsgruppe als offizielle Amtssprache zuzulassen. Das hätte immense Auswirkungen auf den Bedarf an Russisch-Dolmetschern und -übersetzern in den Organen der Europäischen Union mit ihrem

institutionalisierten Multilingualismus. Alle Dokumente der EU müssten nicht nur wie jetzt bereits in den 24 Amtssprachen der Union veröffentlicht werden, sondern auch auf Russisch. Alle Debatten im Plenum und in den Ausschüssen des Europäischen Parlaments (die man sich übrigens im Internet live anschauen kann) müssten ins Russische gedolmetscht werden. Russisch wäre Amtssprache beim Europäischen Gerichtshof in Luxemburg, im Ausschuss der Regionen und wohl auch bei den vielen Treffen der sogenannten Europäischen Betriebsräte. Eine ganze Armee von hochspezialisierten Fachübersetzern und Konferenzdolmetschern für alle möglichen Sprachkombinationen wäre plötzlich nötig!

Was uns das zeigt: Der Bedarf an germanistisch versierten Sprach- und Kulturexperten kann sich sprunghaft verändern, abhängig halt auch von politischen Entwicklungen, auf die wir leider oder zum Glück so gut wie keinen Einfluss haben.

Doch damit zurück zum Haupttitel des Vortrags: VOM DEUTSCHEN LEBEN

4. Interkultureller Perspektivenwechsel als zentrale Schlüsselqualifikation

Der mit Großbuchstaben geschriebene Titel VOM DEUTSCHEN LEBEN hat den Charme, dass man ja nicht auf Anhieb erkennen kann, ob LEBEN ein Substantiv ist oder ein Verb und ob DEUTSCH als Adjektiv oder als Substantiv zu verstehen ist. Es geht um beides: Dass die Germanistik-Absolventen dereinst vom Deutschen werden leben können, dass sie einen ihrem im Studium erworbenen Expertenwissen und Expertenkönnen angemessenen Beruf finden werden. Und es geht darum, dass wir nicht alle Studenten zu philologisch versierten Experten für die deutsche Sprache und Literatur machen, sondern viele von ihnen zu Experten für deutsche Dinge ganz allgemein.

Es sagt sich nun leicht daher, dass die Germanistik-Absolventen vom Deutschen würden leben können müssen, dass sie Experten für Deutsch und Deutsches werden sollten. Denn gegenüber dem traditionellen Philologie-Studium mit den beiden Schwerpunkten Sprache und bzw. oder Literatur ist das ja nochmals eine Aufblähung des Stoffes, eine Ausweitung ins Neblig-Uferlose. Was bisher in ein, zwei Landeskundekursen oder Veranstaltungen zur Linguolandeskunde abgehandelt wurde, soll für viele Studenten plötzlich ins Zentrum des Studiums rücken: das möglichst umfassende und gründliche Vertrautwerden mit der Kultur eines anderen Landes.

Denn was müsste man nicht alles wissen, damit man als Deutschland-Experte, als Experte womöglich für alle deutschsprachigen Länder akzeptiert werden kann? Muss man wissen, warum das Parlamentsgebäude an der Ringstrasse in Wien zwischen 1874 und 1883 im Stil eines griechischen Tempels errichtet wurde? Muss man wissen, was in Österreich mit *Bundesrat* bezeichnet wird und wie viele Mandatare diese Kammer hat? Muss man wissen, was das deutsche Bundesverfassungsgericht 1973 zum Thema *Drittelparität* geurteilt hat und was dieses Urteil für die Teilhabe der Studenten an den Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen an deutschen Hochschulen bis heute bedeutet? Muss man das Schweizer System der

direkten Demokratie kennen, bei dem über Volksinitiativen Volksabstimmungen herbeigeführt werden können, die das eigene Parlament bzw. die eigene Regierung zu einem bestimmten Verhalten zwingen? Oder soll man am Ende des Studiums in etwa das wissen, was bei einem Absolventen eines deutschen Gymnasiums an Allgemeinbildung in Sachen deutsche Kultur, Gesellschaft und Geschichte vorhanden sein mag?

Das Problem der Stoffhuberei lässt sich etwas entschärfen, wenn weniger danach gefragt würde, was die Studenten am Ende alles *kennen* müssten, was sie *auswendig* gelernt haben, sondern auch (oder sogar primär) danach, was sie *können* sollten. Und hier lautet meine schlichte Antwort: sie sollten gelernt haben, ihren Blick umzustellen. Als *interkultureller Perspektivenwechsel* ist das auch bezeichnet worden. Dass ich also aus russischem bzw. weißrussischem Blickwinkel auf die deutschen Dinge schauen kann und aus deutschem Blickwinkel auf die russischen und weißrussischen. Die sich ergebenden Eindrücke oder Bilder sollten dann jeweils noch übersetzt werden können. Einem deutschen Gesprächspartner sollten Besonderheiten der russischen Kultur in der Fremdsprache Deutsch vermittelt werden können, dem russischen Gesprächspartner Besonderheiten der deutschen Kultur in der Muttersprache Russisch.

Die Fähigkeit zum interkulturellen Perspektivenwechsel lässt sich dabei unabhängig vom verwendeten Kulturbegriff einüben. Ideal wäre es natürlich, wenn mit den Studenten selbst die Frage nach diesem Kulturbegriff besprochen werden könnte, ob der eher intellektuell-ästhetisch verstanden werden soll (zum Beispiel kanon-orientiert) oder instrumentell-materiell (also als Antonym zu *Natur*) oder anthropologisch, also zum Beispiel nach kollektiven Denkmustern oder Standardisierungen fragend, wie sie durch Familie, Schule, Kirche, Militär, Universität, Medien usw. erzeugt und befestigt werden.

Aus der Antwort auf die Frage nach dem *Können* lassen sich auch erste Hinweise auf den Stoff, auf geeignete Themen zur Einübung in die Methode des Perspektivenwechsels gewinnen. Denn zunächst geht es ja nur um eine ganz schlichte Erfahrung, die die Studenten aber zunächst einmal machen müssen: Dass die Welt nämlich jeweils anders ausschaut, wenn sie von Moskau bzw. Minsk aus oder von Berlin aus betrachtet wird. Dass das, was wir in unserer eigenen Kultur über die Welt gelernt haben und was in unseren Köpfen (und in unserem Gefühlshaushalt) gespeichert ist, eben nicht europa- oder gar weltweit identisch ist, sondern höchst unterschiedlich.

Solche Unterschiede lassen sich an vergleichsweise harmlosen Beispielen erarbeiten. Was zum Beispiel fällt einem Studenten in Russland beim Namen Nikolaus ein und was einem deutschen? Hier die Gestalt des Bischofs von Myra, eines durch viele Jahrhunderte verehrten großen Heiligen, dort sowohl dieser Heilige (wenn auch nicht so stark verehrt wie in der Ostkirche) als auch dessen atemberaubende Metamorphose in eine durch und durch trivialisierte, infantilisierte, kommerzialisierte und in ein *Coca Cola*-rotes Gewand gehüllte *Santa Claus*-Gestalt. Wobei die Studenten rasch herausfinden dürften, dass es eben nicht *den* deutschen Nikolaus gibt, sondern derer gleich mehrere, je nachdem, ob sie sich unter protestantischen oder katholischen Deutschen umschauchen. Und wie sieht das bei den Muslimen in unseren Ländern aus? Was fangen die mit unseren Nikoläusen an?

Ein zweites analoges Beispiel: In jedem deutschen Kindergarten wird jeweils im November über Sankt Martin gesprochen, der vor 1.700 Jahren geboren wurde und als junger Ritter am Stadttor von Amiens seinen Mantel mit einem Schwert geteilt haben soll, um einen nackten Bettler vor dem Erfrieren zu retten. „Teilen, teilen, das macht Spaß, / Wenn man teilt, hat jeder was“ – das singen die deutschen Kinder auf den Martinsumzügen. Und sie lernen dabei wohl, den sozialdarwinistischen Verlockungen, dem „Recht des Stärkeren“, zu widerstehen zugunsten der Tugend des Teilens, des Mitleidens, der Empathie mit Armen, Kranken, Schwachen ... Wie die Martins-Figur in der deutschen Alltagskultur zur Standardisierung einer bestimmten gesellschaftlichen Norm genutzt wird, können russische Studenten leicht herausfinden, nicht nur bei einem Austausch-Wintersemester in Deutschland. Das Interkulturelle käme hier ins Spiel, indem sie deutschen Gesprächspartnern zu erklären hätten, ob es diese Norm („Teilen macht Spaß“) auch in der russischen Kultur bzw. den in Russland vertretenen Kulturen gibt und wie sie denn dort den Kindern vermittelt werden.

Bei der Beobachtung des rein Faktischen, etwa der Alltagskultur, muss man es nicht bewenden lassen, sondern es sollte dann schon nach den kulturgeschichtlichen Gründen für die so unterschiedliche Tradierung dieser beiden Heiligengestalten gefragt werden. So dass die Studenten den Unterschied eben nicht nur kennen, sondern ihn (in seiner beachtlichen kulturgeschichtlichen Tiefe) auch verstehen lernen und ihn sogar in der Fremdsprache Deutsch erklären können.

Als sehr anregend hat sich in unserer Lehre und Forschung in Germersheim auch die Beschäftigung mit den sogenannten „geteilten Erinnerungsorten“ erwiesen, wobei wir – anknüpfend an die Konzepte von Pierre Nora, Etienne François und Hagen Schulze – unter Erinnerungsorten nicht nur Geographisches verstehen, nicht nur Orte, sondern auch Ereignisse, Personen, Bauwerke, Texte usw. Auch die Gestalt des Heiligen Nikolaus kann als ein solch „geteilter Erinnerungsort“ analysiert und interpretiert werden. Ein paar weitere Beispiele:

Zum Erinnerungsort 8. *Mai* werden in Deutschland andere Erinnerungsbilder tradiert und immer neu generiert als mit dem 9. Mai in Russland. Über die Heldenstadt Stalingrad waren und sind in Deutschland andere Erinnerungen, Geschichten und Mythen in Umlauf als in Wolgograd und Russland insgesamt. Königsberg ist Deutschen ein anderer Erinnerungsort als Kaliningrad für Russen. Mit dem letzten Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion verbinden sich bei vielen Deutschen andere Erinnerungen als bei vielen Bewohnern der ehemaligen Sowjetunion, für die Michail Sergejewitsch Gorbatschow keine gar so positive Figur darstellt. Und die Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig mit ihren wohl 22.000 gefallenen russischen Soldaten mag derzeit in beiden Kulturen nicht sehr lebendig sein. Am letztgenannten Beispiel ließe sich von Studenten herausfinden, welchen Konjunkturen der jeweilige Umgang mit deutsch-russischen Erinnerungsorten ausgesetzt ist.

Der Bereich der „geteilten Erinnerungsorte“ berührt natürlich imagologische Aspekte, die für interkulturelles Forschen und Lehren eine wichtige Rolle spielen, also Fragen nach der wechselseitigen Wahrnehmung, nach dominanten oder auch verschütteten deutschen Russland-Bildern und russischen Deutschland-Bildern. Wie schnell sich solche Bilder ändern können, ist seit dem Frühjahr 2014 zu beob-

achten: Das Anstacheln von überwunden geglaubten Phobien, Dämonisierungen des anderen, Instrumentalisierung von Erinnerung ... Kann man, soll man das zum Thema in germanistischen Lehrveranstaltungen machen? Von einem russischen Experten für Deutsch und Deutsches würde ich erwarten, dass er solche Prozesse der Freund- und Feindbild-Produktion erkennen, analysieren und auf Deutsch wie auf Russisch erklären kann.

Zurück zu einem harmloser erscheinenden Beispiel: Das Wort *Bologna* hat in Russland vermutlich einen anderen Klang als in Deutschland. Wie aber erläutere ich – als russischer Germanistik-Student – meinem deutschen Gegenüber das, was das russische Bildungssystem vom deutschen unterscheidet? Was muss ich mir dafür alles klar machen, damit ein deutsch-russisches Bologna-Gespräch nicht in heilloses Halb- und Missverstehen mündet? Wie schaffe ich es überhaupt, mich aus meinem eigenen Bildungssystem heraus- und in ein fremdes hineinzusetzen? Welchen Aufwand muss ich betreiben, bevor ich mit Fug und Recht behaupten darf, dieses oder jenes Element der anderen Kultur wirklich verstanden zu haben? Und wie kompliziert mag es dann noch sein, das von mir nun endlich Verstandene einem anderen, der diesen Aufwand nicht betreiben kann, weiterzugeben? Sehr schnell – und bei so gut wie jedem Thema – wird man mit Studenten an hermeneutische Grundfragen des Verstehens rühren und Skepsis wecken können gegen die euphemistische Rede von der Völkerverständigung. Es wäre ja schon viel erreicht, wenn unsere Studenten am Ende das unaufhörliche interkulturelle Nicht- und Missverstehen zwischen unseren Gesellschaften (und die machtgestützte Steuerung dieser Prozesse) erfassen, analysieren und erklären könnten.

Dass das durchaus ans Eingemachte gehen kann, versteht sich. Für einen russischen Studenten kann es mühsam sein, den deutschen bzw. westeuropäischen Umgang z. B. mit dem Thema Homosexualität nachzuvollziehen, von *Verstehen* will ich da noch gar nicht sprechen. Und nicht weniger leicht dürfte es ihm fallen, den Umgang seiner Kultur mit diesen Leuten in der Fremdsprache Deutsch einem Deutschen so zu erklären, dass der nicht nach drei Sätzen anfängt einfach wegzuhören. Von hier aus ist es dann nur ein kleiner Schritt zu der spannenden Frage nach der Universalisierbarkeit bestimmter kultureller Normen und Standardisierungen bzw. zur Frage nach der Macht, über die eine Kultur verfügen muss, damit sie ihre kulturspezifischen Werte als universal gültig durchzusetzen versuchen kann.

Mit den beliebig vermehrbaren Beispielen (Sankt Martin, Bologna-Prozess, Homosexualität, allgemeine Menschenrechte, „geteilte Erinnerungsorte“ wie der heilige Nikolaus, der 8./9. Mai oder eine Gestalt wie Gorbatschow) habe ich schon angedeutet, was eine geeignete Zugangspraxis zur mehr oder minder fremden deutschen Kultur sein kann bzw. was wir als wissenschaftlich Lehrende dazu beitragen können, damit bei den Studenten ein auf das Deutsche zielender Lernprozess in Gang gesetzt wird. Ein Lernprozess zudem, der über die Dauer der jeweiligen Lehrveranstaltung bzw. des Germanistik-Studiums insgesamt hinweg anhält: Die regelmäßige Lektüre aktueller deutschsprachiger Berichterstattung und eine auf gründlichste Kontextualisierungen setzende Arbeit mit diesen Texten. In diesem Textbezug sehe ich das Kernelement, das aus der traditionellen germanistischen Lehre und Forschung für die neuen Aufgaben bewahrt werden muss.

Die heutige Studentengeneration hat dabei allen vorangegangenen gegenüber einen kaum zu überschätzenden Vorteil: den des unbegrenzten Zugangs zu jenen deutschsprachigen Medien, in denen über die genannten Themen fortlaufend und aus mitunter recht unterschiedlichen Perspektiven berichtet und diskutiert wird. Wer Studenten zu Experten für Deutsch und Deutsches ausbilden will, hätte dann wohl als erstes die Aufgabe, diese Medien mit ihrem jeweiligen Profil vorzustellen und zu einem selbständigen und wissenschaftlich-kritischen Umgang mit ihnen anzuleiten.

Der erwähnte, über das Studium hinaus anhaltende, sich quasi automatisierende Lernprozess wird sich bei einer an regelmäßige Online-Zeitungslektüre wenig gewohnten Studentenschaft nicht unbedingt in Gang setzen lassen, wenn man nur auf Themen aus dem aktuell politischen Bereich setzt. Ich habe daher meine zahlreichen und aus vielen unterschiedlichen Ländern stammenden Studenten regelmäßig ermuntert, sich auf eigene Faust mit einem Bereich der fremden deutschen Kultur zu beschäftigen, der sie ohnehin bereits interessiert. Und dafür kommt dann jedes Thema in Betracht: Der eine interessiert sich für die Rammstein-Band, der andere für Bach-Kantaten, der eine für die Geschichte der Eisenbahn, der andere für Autorennen, der eine für religiöse Themen, der andere für ökologischen Gemüseanbau, der eine für die Sprachenpolitik der Europäischen Union, der andere für die Stellung von Frauen in deutschen Unternehmen usw. usf. – Jeder Student sollte sich gleich zu Beginn des Deutsch-Studiums ein derartiges, ihn persönlich besonders interessierendes Thema suchen und dazu dann alles recherchieren (und in einem Portfolio strukturiert und kommentiert zusammentragen), was er zu diesem Thema in den deutschsprachigen Medien Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr findet. Schon nach sehr kurzer Zeit wird dadurch ein Expertenwissen entstehen, das sogar eine aktive Teilnahme an den an die jeweiligen Themen gebundenen Diskursen erlaubt. Mithören, Mitdenken, Miturteilen und Mitreden zu können: das scheint mir von immenser Bedeutung für ein praxisorientiertes Fremdsprachenstudium zu sein. Es kann ja nicht das Ziel eines Studiengangs sein, junge Menschen auszubilden, die am Ende zwar die fremde Sprache hervorragend verstehen und sprechen können, in ihr aber nichts Eigenes zu sagen haben ...

Mit der systematischen Einübung in die Fähigkeit zum interkulturellen Perspektivenwechsel ist meines Erachtens *die* zentrale Schlüsselqualifikation benannt, die Germanistik-Absolventen auf alle beruflichen Tätigkeiten vorbereitet, bei denen es um Aufgaben im Bereich der deutsch-russischen Kommunikation geht, sei es im Bereich des Tourismus, der deutsch-russischen Handelsbeziehungen, der Wissenschaftskontakte, der Politik, des Sports, des Militärs, der Geheimdienste, der Kontakte im Bereich der Künste – ganz zu schweigen von naheliegenden Berufen wie denen des Übersetzers und des Dolmetschers.

Ein Letztes zum Thema interkultureller Perspektivenwechsel: Noch viel spannender und ergiebiger gestaltet sich dieser, wenn man es in Lehre und Forschung mit international bunt gemischten Gruppen zu tun hat. Mit dem heiligen Nikolaus können Studenten aus China oder Japan oder aus islamisch geprägten Ländern wenig bis gar nichts anfangen. Das Thema Holocaust wird in der arabischen Welt anders gesehen als in Deutschland oder Frankreich. Der 8./9. Mai hat für Studenten aus Finnland oder aus Japan eine andere Bedeutung als für Deutsche und Russen.

Solche Perspektivenvielfalt – wo irgend möglich – in unsere Lehre einzubeziehen, empfiehlt sich in Zeiten der Globalisierung ganz besonders.

5. Zusätzliche fachinterne Aspekte

Es lassen sich noch weitere Aspekte benennen, die im Rahmen eines Germanistik-Studiums als berufsqualifizierend bedacht werden können. So haben wir in unserer Germersheimer Lehre sehr positive Erfahrungen mit der sogenannten Projekt-Arbeit gemacht, ein Verfahren, das mittlerweile als bedeutendste didaktische Innovation der letzten zehn Jahre angesehen wird. Grob gesprochen geht es darum, dass z. B. in einer Übung nicht mehr Wort für Wort und Satz für Satz ein einzelner Text von den Studenten übersetzt und im gleichen Rhythmus vom Dozenten korrigiert wird, sondern dieses Übersetzen erfolgt außerhalb des Unterrichts (also zu Hause oder in der Bibliothek) und es wird vor allem eingebettet in einen simulierten oder besser noch authentischen von einem Team zu bewältigenden Übersetzungsauftrag.

So hat eine Gruppe von sieben deutschen und russischen Studenten ein ganzes, 240 Druckseiten umfassendes Buch aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt, die Erinnerungen der Dolmetscherin Tatjana Stupnikova an den zwischen November 1945 und Oktober 1946 durchgeführten Nürnberger Prozess gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher, erschienen 2014 im Verlag Frank & Timme in Berlin.

Zu dem Thema *Ein Prozess – Vier Sprachen. Wer waren die Dolmetscher bei den Nürnberger Prozessen?* gab es in diesen Tagen, nämlich vom 8. bis 13. Mai 2015, übrigens auch eine Ausstellung mit Bild- und Tondokumenten am Germersheimer Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, außerdem am 8. Mai eine thematisch einschlägige und via Internet übertragene studentische Dolmetschkonferenz, deren Vorträge und Diskussionsbeiträge simultan aus dem und ins Deutsche, Englische, Französische, Italienische, Spanische, Russische, Niederländische und Polnische gedolmetscht wurden. Die Vorbereitung und Durchführung dieser seit Jahrzehnten bereits jeden Freitag stattfindenden Dolmetschkonferenzen kann als mustergültiger extrem praxisorientierter Dauer-Projektunterricht genommen werden.

Zwei weitere Gruppen, bestehend aus insgesamt 21 Studenten mit Englisch als Arbeitssprache, haben – im Wintersemester 2007/08 bereits – den Abschlussbericht *Weapons of Mass Destruction* ins Deutsche übersetzt und anschließend publiziert, also jene unter Vorsitz von Hans Blix erarbeiteten 60 konkreten Empfehlungen, wie die sogenannte Weltgemeinschaft der globalen Herausforderung durch Massenvernichtungswaffen begegnen kann und soll. Einzelne Studenten hatten sich in diesem Projekt um die hoch komplexe Terminologiearbeit zu kümmern, andere waren für das Projektmanagement zuständig, für die Aufteilung der Arbeit, die Einhaltung der Fristen, die Kommunikation mit der federführenden Nicht-Regierungs-Organisation usw.

Wieder eine andere Gruppe hat zur Frankfurter Buchmesse 2008, auf der die Türkei Gastland war, ein wunderbar gestaltetes, 240 großformatige Seiten umfassendes Türkisch-deutsches Kulturkochbuch erstellt. Da gibt es nicht nur Rezepte in deutscher und türkischer Sprache für „Hackfleischspieße nach Adana-Art“ oder „Lammrücken mit Sesamkruste“, sondern die Studenten haben (von ihnen selbst ausgewählte) Persönlichkeiten aus den Bereichen Kultur und Kunst, Politik und Wirtschaft interviewt und sie rund um das Kulinarische Geschichten erzählen lassen: den Bestseller-Autor Feridun Zaimoglu, den Oud-Musiker Tokcan, den Europapolitiker Cem Özdemir, den Unternehmer Kemal Şahin oder die Translationswissenschaftlerin Dilek Dizdar. Besonders praxisnah wurde das Projekt dadurch, dass das Buch zur Frankfurter Messe in einem angesehenen Verlag erscheinen sollte (und das hat dann auch geklappt) und dass die Übersetzergruppe mit einer anderen Gruppe eng zusammenarbeiten musste, mit Studenten nämlich des Studiengangs Kommunikationsdesign von der Fachhochschule Wiesbaden. Diese waren für die Bilder, die Typographie, das Design usw. zuständig und wollten natürlich allen Platz für ihre Dinge haben und interessierten sich zunächst gar nicht für die türkischen und deutschen Texte des Buches. Bei denen dann auch zu überlegen war, wie man sie anordnen sollte, stur parallel wie in einem zweisprachigen Wörterbuch, oder ineinandergeschoben und farblich unterschieden. Und welche Farben müsste man dafür wählen? Über das rein Sprachliche hinaus also waren die Studenten aus beiden Gruppen mit einer Vielzahl praktischer Fragen beschäftigt, die aber wiederum eine theoretische Reflexion auslösten, etwa nach dem Verhältnis von Original und Übersetzung.

Andere Studenten haben, ohne dass es dabei ums Übersetzen ging, im Rahmen einer Übung zur *Kultur und Geschichte des Reisens* eine Broschüre erarbeitet, die die neuen Studenten mit ihrem neuen Studienort Germersheim vertraut machen sollte – „von Studis für Studis“, mit den sozialen Projekten vor Ort, mit Restaurants, Cafés und Kneipen, mit dem Kultur- und Sportleben, den ortsüblichen Festen, den Ausflugsmöglichkeiten usw. Auch hier mussten sich die Studenten über die adressatenspezifische Textproduktion hinaus Gedanken machen über die Gestaltung der Broschüre, über die Finanzierung, den Druck, den Vertrieb usw.

Ein analoges, aber ungleich umfangreiches Projekt, konnte im Rahmen einer vom DAAD geförderten GIP, der Germanistischen Institutspartnerschaft Wolgograd / Germersheim realisiert werden, die Erstellung eines russisch-deutschen Stadtführers, dessen zweite Auflage eben erschienen ist. Wie das von Hajo Bopst initiierte und koordinierte Projekt im Detail umgesetzt wurde, welche Rolle die Germanistik-Studenten in Wolgograd und die Deutsch- und Russisch-Studenten in Germersheim und ihre jeweiligen Dozenten dabei gespielt haben, können Ihnen die hier anwesenden Kolleginnen Vera Mityagina und Hanne Wiesner ausführlich berichten.

Bei den Projekten (und zahlreiche weitere hat es gegeben) ließ sich bei aller Unterschiedlichkeit eine Gemeinsamkeit feststellen: Dass die Studenten unvergleichlich intensiver bei der Sache waren, da sie wussten, dass sie für einen Ernstfall arbeiteten, für eine Publikation zum Beispiel. Dass es zwischen dem Drinnen des Übungsraums und dem Draußen (zwar nicht unbedingt des Marktes, aber eben doch einer größeren Öffentlichkeit) einen Kontakt gab.

Ein ähnliches oder sogar noch größeres Engagement lässt sich nach meiner Erfahrung erzielen, wenn Studenten in konkrete Forschungsvorhaben eingebunden werden. So arbeiten wir im Fach Interkulturelle Germanistik derzeit an einem digitalen Übersetzerlexikon, dem ersten deutschen Übersetzerlexikon überhaupt. Das Lexikon wird im Laufe der nächsten 15 bis 20 Jahre alle wichtigen bzw. interessanten Übersetzer vorstellen, die seit den Tagen Luthers Bücher aus allen Sprachen der Welt ins Deutsche übersetzt haben: Romane, Gedichte, Theaterstücke, Comics, philosophische und theologische Texte usw. (vgl. im Internet die Seite uelex.de).

Im jetzt laufenden Sommersemester biete ich, unterstützt von den Nachwuchswissenschaftlern Julija Boguna und Aleksey Tashinskiy, ein Seminar zum Thema *Übersetzer im Exil* an, wobei wir uns auf die Zeit des Nationalsozialismus, also auf die Jahre nach 1933 konzentrieren. In einem ersten Schritt mussten die Teilnehmer der Lehrveranstaltung herausfinden, wer das denn überhaupt waren, diese Übersetzer im Exil oder auch jene Schriftsteller, die im Exil eine neue Fremdsprache erlernt und aus dieser dann in ihre deutsche Muttersprache übersetzt haben. Zu diesem Thema existiert bisher so gut wie keine Forschungsliteratur, obwohl die Exilliteratur in den 70er und 80er Jahren eines der Hauptforschungsfelder der west- und ostdeutschen Germanistik war. Aber da hat man eben ausschließlich nach den Schriftstellern gefragt, nach Thomas Mann, Heinrich Mann, Klaus Mann, Bertolt Brecht, Johannes R. Becher, Anna Seghers, Arnold Zweig, Stefan Zweig, Erich Maria Remarque usw. Nach dieser prosopographischen Recherche ging es darum, dass jeder Student sich mit dem Leben und Werk eines einzelnen Übersetzers gründlich befasste, mit der Sprach- und Topobiographie sowie mit den Frage, was und warum und wie übersetzt wurde. Nur selten habe ich in 30 Jahren Lehre Veranstaltungen erlebt, in denen sich die Studenten so intensiv und engagiert in eigenständige Forschung gestürzt haben ...

Einige Studenten haben natürlich rasch herausgefunden, dass man beim Thema „Übersetzer im Exil“ auch in Moskau recherchieren müsste, um genaueres zu ermitteln etwa über das Leben und das übersetzerische Werk von Hilde Angarowa, Juri Elperin oder Emanuel Margolis, die alle für den Moskauer Fremdsprachenverlag gearbeitet haben.

Überhaupt: St. Petersburg und Moskau als Orte, an denen seit dem 19. Jahrhundert bereits immer auch *ins* Deutsche übersetzt worden ist, Literatur und geisteswissenschaftliche Fachtexte ebenfalls. In den Archiven hier bei Ihnen vor Ort ließe sich mit Studenten in diversen Projekten eine Menge erkunden für die noch zu schreibende interkulturell-germanistische Literatur- und Kulturgeschichte des Übersetzens.

6. Fachexterne Möglichkeiten

Kontakte zur Welt draußen, zur Welt jenseits des eigenen Lehrstuhls herzustellen, scheint mir – neben der Fähigkeit zum interkulturellen Perspektivenwechsel – immens wichtig zu sein für eine praxisnähere Lehre und Forschung. Auf etliches werden wir im Laufe unserer Konferenz zu sprechen kommen, ich darf noch einige

solcher Öffnungsmöglichkeiten anführen, mit denen wir am Germersheimer Arbeitsbereich Interkulturelle Germanistik gute Erfahrungen gemacht haben:

A. Zwischenrufe aus der Praxis

Hier geht es darum, ehemalige Studenten zu Vorträgen und Gesprächen an ihre einstige Ausbildungsstätte einzuladen, die darüber berichten, wie sie zu ihrem jetzigen Beruf gekommen sind, wie sie auf dieses vor drei oder sieben oder sogar 15 Jahre beendete Studium zurückblicken. Was hat sich aus diesem Studium als besonders nützlich erwiesen, was als völlig überflüssig, was hätten sie unbedingt lernen müssen, um besser im Berufsleben klarzukommen? Die Antworten, die man da erhält, sind oft verblüffend, auch ernüchternd. Die mühselige Beschäftigung etwa mit dieser oder jener Software sei sinnlos gewesen, weil die entsprechenden Programme bei Berufseintritt bereits überholt gewesen seien. Nützlich indes sei jener Kurs gewesen, in denen sie selbst Kriterien für die Evaluierung von Rechercheprogrammen hatten erarbeiten müssen. Andere betonten den Wert von Allgemeinbildung, die ihnen in kulturwissenschaftlichen Übungen und Seminaren vermittelt worden sei. Und wieder andere beklagten, dass es zu wenig Gelegenheit zur Einübung von Team-Arbeit gegeben habe.

B. Einbeziehung von Lehrbeauftragten

Sehr profitiert unsere Lehre davon, dass für einzelne Veranstaltungen sog. Lehrbeauftragte gewonnen werden können. Das sind Leute, die im Berufsleben stehen, aber für eine oder zwei Veranstaltungen pro Woche an die Universität kommen und ihr Spezialwissen den Studenten vermitteln. Besonders Freiberufler, die alleine zu Hause arbeiten, schätzen den sozialen Wert solcher Kontakte, aber bei uns unterrichtet zum Beispiel auch der Chefarzt der Klinik und bringt den Studenten medizinisches Fachwissen bei, damit sie später Fachübersetzungen in diesem Bereich übernehmen können. Da Lehrbeauftragte nicht auf Lebenszeit fest angestellt werden, kann mit ihnen auf aktuelle Veränderungen in der Berufswelt sehr flexibel reagiert werden. Dass diese Lehrbeauftragten in Deutschland in der Regel erbärmlich schlecht honoriert werden, möchte ich allerdings nicht zur Nachahmung empfehlen.

C. Kombination mit sog. Sachfächern

In vielen Ländern sind inzwischen Kombinationsstudiengänge eingeführt worden, in denen Germanisten z.B. als zweites Fach Ökonomie studieren. „Sprök“ heißen solche Programme: Sprache und Ökonomie. In unseren Übersetzer-Studiengängen bieten wir sog. Sachfach-Module an für die Bereiche Recht, Technik, Wirtschaft, Medizin und Informatik – wobei das zuletzt genannte Fach durch Besuch von Ver-

anstaltungen an einer anderen Hochschule absolviert wird. Kooperation mit einer anderen Hochschule haben wir auch im Bereich des Tourismus erprobt.

Klar ist: Diese berufsqualifizierenden Spezialkenntnisse können wir als Germanisten nicht vermitteln, dazu bedarf es der Kooperation mit Experten außerhalb unserer Abteilungen oder sogar Hochschulen. Dass dem oft administrative Hindernisse entgegenstehen, sollte uns nicht entmutigen, nach solchen Möglichkeiten dennoch Ausschau zu halten.

D. Praktika

Dazu muss ich hier nichts sagen, denn zu dem Thema werden kompetentere Kollegen sprechen als ich es bin. Warnen möchte ich allerdings vor einer Entwicklung, an deren Ende die Praktika von den Studenten für wichtiger gehalten werden als unsere eigene Lehre. Denn dann muss mit unserer Lehre etwas schief gelaufen sein oder wir haben Studenten auf Praktikumsstellen vermittelt, für die man offenkundig eine germanistisch-wissenschaftliche Ausbildung gar nicht benötigt: Abschreckendes Beispiel: Das berühmte Kaffeekochen auf Messen. Ein Praktikum macht nur Sinn, wenn in seinem Rahmen anspruchsvolle Arbeiten erledigt werden müssen, die einen klaren Bezug zum Germanistik-Studium haben. Nur solche Praktika sollten wir im Rahmen entsprechender Wahlpflichtmodule als Studienleistungen anerkennen.

7. Summa

Ich komme zum Schluss. Das Germanistik-Studium scheint mir dort am ehesten solide Zukunftschancen zu haben, wo der (zugegeben: immens schwierige) Spagat zwischen Hoch- und Berufsschule gelingt. Deshalb sollte man jeder unserer germanistischen Lehrveranstaltungen ansehen, warum sie eigentlich an einer Hochschule angeboten werden (und nicht z.B. an einer privaten Sprachenschule) und zugleich muss sich jede Lehrveranstaltung die Frage gefallen lassen, was sie dazu beiträgt, dass die Absolventen einmal vom Deutschen werden leben können. Die Existenzberechtigung des Faches lässt sich gerade in pragmatisch gesonnenen Zeiten immer weniger über ein abstrakt-idealistisches Bildungsziel postulieren, sie ist auch lebenspraktisch nachzuweisen.

Die Germanistik in Russland und Weißrussland könnte als oberstes Ziel setzen, die Kommunikation zwischen ihnen und den deutschsprachigen Ländern zu sichern – und zwar auf unterschiedlichsten Niveaus, für unterschiedlichste Tätigkeiten. Ich versuche diese Hauptaufgabe mit einigen (spekulativ gegriffenen) Zahlen spielerisch zu verdeutlichen. Wenn ich also Zar aller Reußen wäre, würde ich dem Fach Germanistik Folgendes abverlangen – wobei ich die Situation in Weißrussland jetzt ausblende:

- 5 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten auf eine Promotion vorbereitet werden, um den wissenschaftlichen Nachwuchs für die germanistischen Lehrstühle in den Bereichen Sprache, Literatur, Kultur bzw. Übersetzen und Dolmetschen zu sichern.
- 10 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten auf eine Lehrtätigkeit im Bereich des studienbegleitenden Fachsprachen-Unterrichts vorbereitet werden, um an Sprachenzentren bzw. in Studiengängen wie Recht, Medizin, Technik, Informatik, Wirtschaft, Geschichte, Soziologie, Politik, Tourismus usw. tätig werden zu können.
- 5 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten Erwachsenen bedarfsgerechte Deutsch-Kenntnisse vermitteln können, also als Dozenten im wichtiger werdenden Weiterbildungsbereich tätig werden können.
- 30 bis 40 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten russischen Schulkindern deutsche Sprache und Kultur vermitteln können.
- 10 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten in der Lage sein, in russischen Behörden, in deutschen oder russischen Botschaften und Konsulaten, bei deutsch-russischen Handelskammern, beim DAAD und in Goethe-Instituten oder auch im Bereich von Städtepartnerschaften als Experten für administrative Aufgaben zu arbeiten.
- 2 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten in der Lage sein, auf höchstem Niveau aus dem Deutschen ins Russische und aus dem Russischen ins Deutsche simultan und konsekutiv zu dolmetschen.
- 20 bis 30 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten in der Lage sein, juristische, technische und andere Fachtexte aus dem Deutschen ins Russische und umgekehrt übersetzen zu können, einschließlich solcher Texte, die via Internet verbreitet werden sollen.
- 10 bis 15 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten als Experten für finnisch-deutsche Kulturbeziehungen (Literatur, Medien, Theater, Musik, Wissenschaftskontakte usw.) ausgewiesen sein.
- 10 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten sich im deutsch-russischen Tourismus-Sektor einschließlich Jugendaustausch auskennen.
- 10 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten russische Produkte und Dienstleistungen auf deutschen bzw. internationalen Messen vorstellen können.
- 10 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten als interkulturell besonders geschulte Kommunikationsexperten in den derzeit ca. 6.000 deutsch-russischen Gemeinschaftsunternehmen tätig werden können.
- 200 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten fach-unspezifische Alltagsgespräche zwischen den Sprachen Deutsch und Russisch dolmetschen können.
- 200 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten wissen, was auf der Tagesordnung steht, wenn sich morgen der deutsche und der russische Außenminister in Moskau treffen.

- 200 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten die Hauptzüge des politisch-sozialen Systems Deutschlands auf Russisch erklären und einem russischen Gesprächspartner über die Lektüre von zehn lesenswerten deutschen Büchern berichten können.
- 200 von 200 russischen Germanistik-Absolventen sollten Besonderheiten der russischen Kultur, Geschichte, Politik, des Wirtschaftslebens, des Sozialsystems in deutscher Sprache erklären können und einem deutschen Gesprächspartner über zehn lesenswerte und bereits in Deutsche übersetzte russische Bücher Auskunft geben können.
- Ebenfalls alle russischen Germanistik-Absolventen sollten auf Deutsch wie Russisch erklären können, warum sie eigentlich Germanistik studiert haben und welche über das Fachstudium im engeren Sinne hinausgehende Kompetenzen und Qualifikationen sie während ihrer Studienzeit erwerben konnten.

Leider oder zum Glück bin ich nicht der Zar aller Reußen und so werden Sie selbst an Ihrem jeweiligen Hochschulort mit Ihren Kolleginnen und Kollegen überlegen müssen, was sich jeweils in Ihrer Forschung und Lehre und der Organisation der Studiengänge und Prüfungsformen ändern könnte und auf was Sie auf gar keinen Fall verzichten sollten.